



1926-04-02

Eine Frau der Tat.

Hermine Cloeter

Follow this and additional works at: https://scholarsarchive.byu.edu/sophnf_essay



Part of the German Literature Commons

Digital Archive Source:

<http://anno.onb.ac.at/cgi-content/anno?aid=nfp&datum=19260402&seite=1&zoom=33>

BYU ScholarsArchive Citation

Cloeter, Hermine, "Eine Frau der Tat." (1926). *Essays*. 251.

https://scholarsarchive.byu.edu/sophnf_essay/251

This Article is brought to you for free and open access by the Nonfiction at BYU ScholarsArchive. It has been accepted for inclusion in Essays by an authorized administrator of BYU ScholarsArchive. For more information, please contact scholarsarchive@byu.edu, ellen_amatangelo@byu.edu.

Eine Frau der Tat.

Das Friedensdiktat von Saint-Germain verbietet uns, indem es für Österreich eine Selbständigkeit fordert, die in Wahrheit größte Abhängigkeit bedeutet, den Anschluß an Deutschland; die Politiker der klugen, kühlen Vorsicht meinen denn auch, der herrschenden Volksstimmung entgegen, noch immer, es sei bei der heutigen Weltlage geradezu unzweckmäßig, über den Anschluß auch nur zu sprechen und Wünsche und Hoffnungen zu äußern. Eines jedoch kann uns weder von fremden Machthabern, noch von der allerklügsten Staatsweisheit verboten werden: daß wir über die annoch stehenden Grenzpfähle hinüberspähen und liebenden Herzens Ausschau halten nach Menschen und Persönlichkeiten, die draußen im Reich zu den Führenden, zu den Aufrechten gehören, daß wir sie auf uns wirken lassen und in ihnen den geistigen Strömungen des tatkräftigeren Deutschen Reiches näher zu kommen suchen, daß wir sie solcherart zu den unseren machen. Man muß es bekennen: es geschieht dies noch immer zu wenig, ebenso, wie auch wohl die Brüder draußen im Reich unserer verträumteren, aber deshalb nicht weniger reichen Wesensart nicht immer und alle ganz gerecht werden. Deshalb begegnet man in Deutschland so häufig falschen, aber festeingewurzelten Vorstellungen vom Wienertum, während dagegen wir allzuleicht einer schädlichen Selbstgenügsamkeit verfallen und darin verarmen und verkümmern.

Wenn ich hier den Blick auf eine Frau lenken will, deren Leben und Wirken in Deutschland für unzählige ihres Geschlechtes vorbildlich geworden ist, deren Verdienste um die Allgemeinheit, um Volkswohlfahrt und Volksbildung nicht nur die jubelnde Anerkennung der Frauenwelt, sondern auch die uneingeschränkte der Männer gefunden hat, so möchte ich dabei nicht die Frage aufwerfen, wie viele oder wie wenige Menschen in Österreich ihren Namen kennen geschweige denn Kenntnis haben von dem reichen, in die Weite und Breite wirkenden Leben dieser einen und einzigen Frau: Hedwig Heyl in Berlin. Es stellt wahrlich nicht die geringste Würdigung ihrer Verdienste dar, daß die medizinische Fakultät der Stadt Berlin sie vor fünf Jahren, anlässlich ihres 70. Geburtstages, zu ihrem Ehrendoktor ernannt hat. In knapper Aufzählung, die hier keineswegs vollständig sein und sich nur an das Wesentlichste halten kann, sei hier ein Überblick über das Tun und Walten dieser Frau gegeben, das in seiner Vielseitigkeit doch jederzeit von einem und demselben Gedanken geleitet und daraus wie aus einer geheimen Quelle mit immer neuer Kraft gespeist erscheint und darum in einer wahrhaft künstlerisch wirkenden Einheit sich darstellt.

Um zu beginnen: Die Einrichtung der Jugendheime, die längst in ganz Deutschland Platz gegriffen hat, geht im Ursprung auf eine höchst persönliche Schöpfung von Hedwig Heyl zurück. Ihrer Zeit in der Erkenntnis der Pflichten der Industrie gegenüber der Arbeiterschaft weit vorausgehend, richtete sie als ganz junge Frau für die Kinder der Arbeiter in der Fabrik ihres Gatten einen Kindergarten, zuerst eine Beschäftigungsschule im Sinne Fröbels für die Knaben, dann eine Haushaltungsschule für die Mädchen ein, ahnungslos, wie weit ins öffentliche Wirken hinaus ihr bescheidener Anfang, ihr in aller Stille begonnenes Werk wachsen werde, ahnungslos, welchen großen Zukunftsaufgaben sie sich selber damit verschrieb. Aus der hauswirtschaftlichen Schule für die kleinen Mädchen ihrer Arbeiter entwickelte sich die Haushaltungs- und Kochschule in Berlin, die den Namen ihrer Gründerin trägt und die erste ihrer Art in ganz Deutschland war. Der Bau des zweiten Pestalozzi-Fröbel-Hauses in Berlin dankt ihr seine Entstehung. Sie hat den Verein für Volkserziehung und Volkshygiene, aber auch die erste Gartenbauschule für Mädchen ins Leben gerufen. Zur Schaffung einer Blumenbindeschule gab sie zumindest den ersten Anstoß. Im Jahre 1898 gründete sie den Hauspflegeverein in Charlottenburg, 1910 übernahm sie die Leitung des Frauenbundes der Deutschen Kolonialgesellschaft. Inzwischen aber

hatte sie den Deutschen Lyzeumklub gegründet und ausgebaut, und im Jahre 1912 organisierte sie unter Mitwirkung der verschiedenen Frauenvereine aufs erfolgreichste die Ausstellung „Die Frau in Haus und Beruf“. Selbstverständlich fand der Krieg sie auf ihrem Posten und ihr organisatorischer Geist war vor allem bestrebt, alle zerstreut und einzeln wirkenden Kräfte im „Nationalen Frauendienst“ zu vereinigen. Beim Steigen der Lebensmittelnot richtete sie, förmlich über Nacht, auf Ansuchen des Oberbürgermeisters Reiche die Massenspeisung in Berlin ein. Aber auch die durch den Umsturz so gründlich veränderte Verwaltung konnte diese Frau mit ihren unschätzbaren Gaben und Kenntnissen, mit ihrer Tatkraft und Großzügigkeit und ihrem unbeirrbar Urteil nicht entbehren. Als gewählte Stadtverordnete zog sie ins Berliner Rathaus ein und trug diese Würde und Bürde, bis ihre Gesundheit unter der ungeheuren Arbeitslast und den Aufregungen der aufgewühlten Zeit zusammenbrach, Selbstverständlich, daß mit ihrer weitverzweigten praktischen, auch eine umfangreiche schriftstellerische und journalistische Tätigkeit verbunden war, und eigentlich ist es ganz reizend, daß das schriftstellerische Hauptwerk dieser Frau, die in ihrem großen volksbildnerischen Wirken vor allem immer und in erster Linie Frau ist und sein will, ein—Kochbuch ist. Allerdings ein Kochbuch, das seine Einleitung mit den wichtigsten Lehrsätzen der Volkswirtschaft beginnt und das erste Lehrbuch der Küche darstellt, das auf wissenschaftlicher Grundlage aufgebaut ist, die neuesten Kenntnisse der Chemie und des Stoffwechsels praktisch verwertet, nebenher ein Stück Kulturgeschichte der Menschheit aufrollt, obendrein aber wirklich ganz vortreffliche und leichtfaßliche Vorschriften aus allen Gebieten der einfacheren und höheren Hochkunst darreicht.

Schon diese flüchtige und lückenhafte Darstellung des Schaffens und Wirkens dieser Frau zeigt, daß ihre Arbeit wohl ausgereicht hätte, das Leben von zehn Frauen auszufüllen. Sie aber hatte auch Zeit und Kraft, um fünf Kinder zu gebären und zu tüchtigen Menschen zu erziehen, und nach dem Ableben ihres Gatten hat sie sieben Jahren hindurch die Heylschen Farbwerke als Fabriksherrin selbständig geleitet. Dabei hat sie Zeit ihres Lebens noch Muße gefunden für eine schön beseelte Geselligkeit im eigenen Heim, von der viel geistige Anregung und Kraft ausging, Muße und Beschwingtheit auch noch zur unermüdlichen Erweiterung und Vertiefung ihres Wissens, zumal auf dem Gebiete der deutschen Philosophie und der englischen Gesellschaftslehre, worin ihr praktisches Wirken wissenschaftlich verankert ist.

Nun hat sie, von vielen Seiten dazu gedrängt, ihre Lebenserinnerungen geschrieben, in aller Bescheidenheit und Schlichtheit, fast möchte man sagen in aller Nüchternheit *). Doch ist ihrem Wirklichkeitssinn von Jugend auf in glücklicher Mischung ein Schuß von Romantik beigemischt, der zum harmonischen Aufbau dieses schönen Lebens auch unbedingt nötig war. Man muß wissen, wer ihr Vater gewesen, um diese Mischung so recht zu begreifen. Es war dies Eduard Crüsemann, der Gründer des Norddeutschen Lloyd in Bremen. Auch ihm wird bei seinem Lebenswerk neben Tatkraft und praktischem Sinn ein gut Teil Phantasie vonnöten gewesen sein, wie es zu allem schöpferischen Tun unerlässlich ist. Diese glückliche Vereinigung der Gaben und Neigungen, die Hedwig Heyl offenbar von ihrem Vater übernommen hat, spiegelt sich sehr hübsch bereits in einer Jugendszene wieder. Der Vater war gekommen, sein Töchterchen aus dem Pensionat abzuholen. Beide fühlen es deutlich, daß dies ein kleiner, immerhin nicht unwichtiger Lebensabschnitt ist. In weicher Stimmung machen sie einen kleinen Spaziergang miteinander, und wie zwei Liebende schneiden sie in die Rinde eines alten Baumes ein Herz ein, das ihre Namenszüge umschließt, um auf diese naive Art ihre innige seelische Verbundenheit

*) „Aus meinem Leben.“ Von Hedwig Heyl, Dr. med. h. e. Berlin, 1925, Verlag C. H. Schwetschke & Sohn.

sozusagen zu beurkunden. Dann lagern sie sich ins Gras und das Töchterchen fragt gelassen: „Und die Geschäfte, Väterchen?“ Worauf sich eine kleine Unterhaltung zwischen Vater und Tochter über Lloydaktien entwickelt, die aber zuletzt doch wieder in ethische Fragen ausklingt, indem Vater Crüsemann Blühen und Gedeihen seines Lebenswerkes aus seinem unerschütterlichen Glauben an dasselbe erklärt und sein Kind desselben Glaubens und Vertrauens versichert, wenn es nicht aufhören will, „zu streben, zu lernen und zu leisten“.

Früh fand Jung-Hedwig, eine hochgewachsene, schlanke Erscheinung, den zukünftigen Gatten. Ein Bild von ihr aus diesem Frühlenz des Lebens zeigt einen Kopf von auserlesen feinem Schnitt, Würde und Anmut vereinend und in der Ruhe und Holdseligkeit des Ausdruckes wie im Adel der Form an griechische Bildwerke erinnernd. Ungemein bezeichnend für ihre Wesensart ist, daß sie in dem Erkorenen ihres Herzens nicht etwa in backfischmäßiger Verträumtheit den Märchenprinzen sieht, der sie ins Land des Wunderbaren führen soll, sondern für ihren Entschluß ist die Gewißheit maßgebend, daß sie in dem erwählten Lebensgenossen jene Ergänzung des eigenen Ich gefunden habe, die „zur Lebensarbeit notwendig wäre“.

Kennzeichnend für Hedwig Heyl ist auch—and sie ist sich dessen bewußt—daß ihre ganze Entwicklung in ersten Jugendeindrücken wurzelt, daß das reiche Schaffen und Wirken ihres ganzen Lebens aus dieser Quelle fließt. Ausdrücklich betont sie, hebt es als etwas Wesentliches hervor, daß ihre Wiege in der freien Reichstadt Bremen gestanden, daß sie als freie Bürgerin aufgewachsen, und sicherlich hat die Offenmütigkeit und Unbeugsamkeit ihres Wesens—man möchte im Zusammenhang mit ihrer Geistigkeit von einer edelgebundenen Freiheit reden—darin ihren festen Grund. Die Stellung und Tätigkeit ihres Vaters brachten ihr frühe schon eine Idee von der Wichtigkeit des Weltverkehrs und des Welthandels bei, und ihrer rückschauenden Erkenntnis erscheint es als von großer Bedeutung für die Entfaltung ihrer Persönlichkeit, daß sie schon in früher Kindheit, ihren Kräften angemessen, „richtige Pflichten“ zu übernehmen hatte, im Garten, auf dem Taubenboden oder sonst wo im hauswirtschaftlichen Betrieb, wie sich denn ihre Eltern meisterlich auf das Erziehungskunststück verstanden, bei ihren Kindern, wie auch bei allen Angestellten des Hauses „das Ehrgefühl der Leistung“ zu wecken. An der altertümlichen Architektur der alten Hansastadt entzündete sich früh ihr historischer Sinn. Ihr entscheidendster Jugendeindruck kam ihr aber doch wohl von dem Erziehungsroman „Lienhard und Gertrud“ von Pestalozzi. Ein verständiger Lehrer, der einzige helle Kopf an einer verzapften Drillanstalt, schickte ihr das Buch in ihre Krankenstube, als sie den Scharlach durchzumachen hatte. In der wochenlangen Abgeschlossenheit und Stille vermochte die Gedankenwelt des großen Pädagogen doppelt starken Eindruck auf das junge Gemüt zu machen. Mit den Ideen Fröbels aber konnte sie nicht unmittelbar bekannt werden, als durch die leibhaftige Nichte dieses Jugendbildners, Henriette Breymann, selber ein Erziehungstalent ersten Ranges. Sie leitete die Erziehungsanstalt Neu-Watzum, und ihr war Hedwig Crüsemann zwei Jahre lang anvertraut. „Um die Vermittlung der Gegensätze—Erde und Himmel, Ideen und Arbeit, Geist und Körper, Idealität und Realität—darum drehte sich die Tagesleistung, darin lag die ganze große Aufgabe, der jeder Handschlag, jeder Geistesflug diene und der jede Frau zu der geistigen Mütterlichkeit heranziehen wollte, die ihr zur Erfüllung des Frauenberufes unerläßlich und unentbehrlich schien.“ Mit diesen Worten kennzeichnet Hedwig Heyl das Erziehungsziel ihrer einstigen Lehrerin, zeigt damit aber zugleich ihr eigenes Lebens- und Arbeitsprogramm auf, zeichnet ihre eigene Persönlichkeit. Beseelung auch noch der nüchternsten Alltagsarbeit. Durchgeistigung jeder praktischen Leistung, darauf, so predigt sie immer wieder, kommt es an, soll Arbeit fruchtbringend und beglückend zugleich sein.

An der Seite ihres Gatten Georg Heyl, des Inhabers einer chemischen Farbenfabrik, erwachte in ihr sehr bald das Interesse für chemische Fragen, und die junge Hausfrau brachte diese sofort in Zusammenhang mit der Küche und Ernährung und umgekehrt. Sofort vereinigten sich bei ihr auch hier wiederum Theorie und Praxis. Die schlechten Erfahrungen, die sie mit dem berühmten Papinschen Kochtopf machte, führten sie zu Schlüssen, die auf ihren Rat hin in der Fabrik ihres Gatten bei der Herstellung bestimmter Farben mit überraschendem Erfolg erprobt und dauernd angewendet wurden, eine Wechselwirkung zwischen hausfraulicher Tätigkeit und chemisch-industriellem Fortschritt, wie sie nicht hübscher ausgedacht werden könnte. Und immer wieder ist es das Wachsen und Wirken aus dem engen hausfraulichen Bezirk heraus ins Große und Weite, was das Schaffen dieser Frau auszeichnet und merkwürdig macht, und doch auch wieder so natürlich und deshalb so erfolgreich. Sie hat ganz einfach hausfrauliche Tätigkeit ins Allgemeine erweitert und ist solchermaßen im tiefsten Sinne des Wortes den Weg von der Mütterlichkeit zur Menschlichkeit gegangen. In methodischer hauswirtschaftlicher Bildung sieht sie denn auch die Grundlage, die keine Frau, in welchem Beruf immer sie stehe, ohne Verkümmern ihres eigentlichen Wesens, ohne Verlust an natürlicher Kraft entbehren kann, eine Grundlage, die ihre Einsicht für die Forderungen der Allgemeinheit, ihr Verständnis für volkswirtschaftliche und soziale Fragen nur fördern kann, und immer erblickt sie in den einzelnen Teilen der Hauswirtschaft einen Teil des Gemeinwesens.

Alle Gedanken und Grundsätze, für die sie jemals eingetreten, sind von ihr aus der eigenen persönlichen Erfahrung geschöpft. Wenn sie für die Wöchnerinnen eine kleine Schrift über „Säuglingspflege“ verfaßt und die den Arbeiterfrauen in die Hand legt, so gibt sie damit die Erfahrungen der eigenen Mutterschaft weiter. Nichts tritt an sie heran, nicht einmal Krankheit, ohne daß sie daraus eine Lehre zöge, zunächst für sich selbst, dann für die andern. Neuralgische Schmerzen, die sie eine Zeitlang hartnäckig quälten, ohne daß die Ärzte Hilfe schaffen können, bekämpfte sie zuletzt aus eigener Einsicht heraus durch angestrengte Gartenarbeit. Sie wird dabei nicht nur ihr Leiden los, sondern gewinnt gleichzeitig die Einsicht, „daß die Gärtnerei in der Erziehung der Frau eine Stelle gewinnen müsse, denn,“ so folgert sie, „die Gewöhnung der Pflege eines lebenden Organismus würde der rechten Mütterlichkeit die Wege weisen.“ So reift in ihr der Entschluß, eine Gartenbauschule für Frauen und Mädchen zu gründen. Die Ausführung des Planes packt sie wieder auf ihre höchst persönliche Art an. So wie die Kochschule im eigenen Haushalt begonnen worden, in dem Köchin und Stubenmädchen, anfänglich zum nicht geringen Schrecken des Hausherrn durch lernbegierige junge Mädchen aus bürgerlichen Kreisen ersetzt wurden, so richtete sie die Gartenschule vorläufig in den eigenen Garten ein. Die Hilfskräfte wurden entlassen, die bis dahin für Angestellte bestimmten Wohnräume zur Unterbringung von Schülerinnen eingerichtet und der Unterricht zunächst zwischen ihr und ihrem Obergärtner geteilt, bis, über alle Schwierigkeiten hinweg, aus solchen bescheidenen Anfängen eine selbständige Schule mit ihrem eigenen Direktor wurde. Immer ist es dasselbe: „Frauenarbeit aus kleinem Rahmen zum Wachstum verhelfen“, was ihr reizvoll und anstrebenswert erscheint.

Von den Frauenrechtlerinnen wurde sie im Anfang ihrer Bestrebungen nicht immer verstanden und gewürdigt, vielleicht sogar ein wenig über die Achsel angesehen. Erst die Zeit gab ihr Recht. Lag es ihrer „ganz aufs Notwendige und Wirkliche gerichteten Natur“ ja gänzlich ferne, sich in Wortgefechten zu verschwenden und an Utopien zu verlieren. Nicht theoretischer Kampf, sondern praktisches Wirken war immer ihre Losung, und sie bekennt ausdrücklich: „Ich habe die Frauen körperlich und geistig recht sehr in Bewegung gesetzt, mehr durch praktische Forderungen zu guter Erfüllung ihrer Pflichten als durch Betonung der Rechte, die wir dann ja unbedingt erhalten müssen und erhalten haben.“ Aber als

Frauenrechtlerin im streitbaren Sinne des Wortes will sie keine Rolle gespielt haben. Ihr sind auch Einzelleistung und Einzelrechte immer nur im Rahmen der Gesamtheit wichtig. Aber gerade aus solcher Einschätzung heraus erhöht sich ihr die Bedeutung des hausfraulichen Wirkens. Für das Wohl der Familie arbeiten, heißt für sie, dem Gedeihen des Staates dienen. In der unzulänglichen hausmütterlichen Tüchtigkeit ganzer Volkskreise sieht sie eine ernste Gefahr für das allgemeine Volkswohl, der mit allen Mitteln zu steuern ihre eigentliche Lebensarbeit ausmacht, und dem ehrgeizigen Kampf fruh aus der Zeit des Beginnes der Frauenbewegung, der die Frauen trotzig aufbegehren läßt, „nicht bloß gute Hausfrauen sein zu wollen“, setzt sie die zweifelnde Frage entgegen: „Ja, waren sie denn gute Hausfrauen?“

Ein Scherzwort über Hedwig Heyl besagt, daß man, wenn man draußen im Reiche jemanden fragt: „Wer ist Hedwig Heyl?“ zur Antwort bekommt: „Die beste Hausfrau von Berlin.“

Und dennoch *Doctor medicinae honoris causa*? ... Nun, ich möchte, ohne es mir mit irgendjemandem darob verderben zu wollen, behaupten, daß die Lebensleistung, die dieser Frau den Doktorhut als höchste Ehrung gebracht, so manche hochgelehrte Dissertationsschrift aufwiegt, die doch nur wieder aus fünfzig Büchern das einundfünfzigste macht, und daß ihrem Glaubenslehrsatz von der „*Menschenerlösung durch das Glück durchgeistigter Arbeit*“ Heilkräfte innewohnen von ganz erlesener Art.

Hermine Cloeter.

Feuilleton.

Eine Frau der Tat.

Das Friedensdiktat von Saint-Germain verbietet uns, indem es für Oesterreich eine Selbständigkeit fordert, die in Wahrheit größte Abhängigkeit bedeutet, den Anschluß an Deutschland; die Politiker der klugen, kühlen Vorsicht meinen denn auch, der herrschenden Volksstimmung entgegen, noch immer, es sei bei der heutigen Weltlage geradezu unzweckmäßig, über den Anschluß auch nur zu sprechen und Wünsche und Hoffnungen zu äußern. Eines jedoch kann uns weder von fremden Mächtern, noch von der allerklügsten Staatsweisheit verboten werden: daß wir über die annoch stehenden Grenzpfähle hinübersehen und liebenden Herzens Auschau halten nach Menschen und Persönlichkeiten, die draußen im Reich zu den Führenden, zu den Aufrechten gehören, daß wir sie auf uns wirken lassen und in ihnen den geistigen Strömungen des tatkräftigeren Deutschen Reiches näher zu kommen suchen, daß wir sie solcherart zu den unseren machen. Man muß es bekennen: es geschieht dies noch immer zu wenig, ebenso, wie auch wohl die Brüder draußen im Reich unserer verträumteren, aber deshalb nicht weniger reichen Wesensart

nicht immer und alle ganz gerecht werden. Deshalb begegnet man in Deutschland so häufig falschen, aber festeingewurzelten Vorstellungen vom Wienertum, während dagegen wir allzu leicht einer schädlichen Selbstgenügsamkeit verfallen und darin verarmen und verkümmern.

Wenn ich hier den Blick auf eine Frau lenken will, deren Leben und Wirken in Deutschland für unzählige ihres Geschlechtes vorbildlich geworden ist, deren Verdienste um die Allgemeinheit, um Volkswohlfaht und Volksbildung nicht nur die jubelnde Anerkennung der Frauenwelt, sondern auch die uneingeschränkte der Männer gefunden hat, so möchte ich dabei nicht die Frage aufwerfen, wie viele oder wie wenige Menschen in Oesterreich ihren Namen kennen, geschweige denn Kenntnis haben von dem reichen, in die Weite und Breite wirkenden Leben dieser einen und einzigen Frau: Hedwig Seyl in Berlin. Es stellt wahrlich nicht die geringste Würdigung ihrer Verdienste dar, daß die medizinische Fakultät der Stadt Berlin sie vor fünf Jahren, anlässlich ihres 70 Geburtstages, zu ihrem Ehrendoktor ernannt hat. In knapper Aufzählung, die hier keineswegs vollständig sein und sich nur an das Wichtigste halten kann, sei hier ein Ueberblick über das Tun und Walten dieser Frau gegeben, das in seiner Vielseitigkeit doch jederzeit von einem und demselben Gedanken geleitet und daraus wie aus einer geheimen Quelle mit immer neuer Kraft gespeist erscheint und darum in einer wahrhaft künstlerisch wirkenden Einheit sich darstellt.

Um zu beginnen: Die Einrichtung der Jugendheime, die längst in ganz Deutschland Platz gegriffen hat, geht im Ursprung auf eine höchst persönliche Schöpfung von Hedwig

Henzl zurück. Ihrer Zeit in der Erkenntnis der Pflichten der Industrie gegenüber der Arbeiterschaft weit vorausseilend, richtete sie als ganz junge Frau für die Kinder der Arbeiter in der Fabrik ihres Vaters einen Kindergarten, zuerst eine Beschäftigungsschule im Sinne Fröbels für die Knaben, dann eine Haushaltungsschule für die Mädchen ein, ahnungslos, wie weit ins öffentliche Wirken hinaus ihr bescheidener Anfang, ihr in aller Stille begonnenes Werk wachsen werde, ahnungslos, welchen großen Zukunftsaufgaben sie sich selber damit verschrieb. Aus der hauswirtschaftlichen Schule für die kleinen Mädchen ihrer Arbeiter entwickelte sich die Haushaltungs- und Kochschule in Berlin, die den Namen ihrer Gründerin trägt und die erste ihrer Art in ganz Deutschland war. Der Bau des zweiten Pestalozzi-Fröbel-Hauses in Berlin dankt ihr seine Entstehung. Sie hat den Verein für Völkserziehung und Volkshygiene, aber auch die erste Gartenbauschule für Mädchen ins Leben gerufen. Zur Schaffung einer Blumenbindeschule gab sie zumindest den ersten Anstoß. Im Jahre 1898 gründete sie den Hauspflegeverein in Charlottenburg, 1910 übernahm sie die Leitung des Frauenbundes der Deutschen Kolonialgesellschaft. Inzwischen aber hatte sie den Deutschen Lyzeumklub gegründet und ausgebaut, und im Jahre 1912 organisierte sie unter Mitwirkung der verschiedenen Frauenvereine aufs erfolgreichste die Ausstellung „Die Frau in Haus und Beruf“. Selbstverständlich fand der Krieg sie auf ihrem Posten und ihr organisatorischer Geist war vor allem bestrebt, alle zerstreut und einzeln wirkenden Kräfte im „Nationalen Frauendienst“ zu vereinen. Beim Steigen der Lebensmittelnot richtete sie, förmlich über Nacht, auf Ansuchen des Oberbürgermeisters Reichke die Massenspeisung in Berlin ein. Aber auch die durch den Umsturz so gründlich veränderte Verwaltung konnte diese Frau mit ihren unschätzbaren

Gaben und Kenntnissen, mit ihrer Tatkraft und Großzügigkeit und ihrem unbeirrbareren Urtheil nicht entbehren. Als gewählte Stadtverordnete zog sie ins Berliner Rathhaus ein und trug diese Würde und Bürde, bis ihre Gesundheit unter der ungeheuren Arbeitslast und den Aufregungen der aufgewühlten Zeit zusammenbrach. Selbstverständlich, daß mit ihrer weitverzweigten praktischen, auch eine umfangreiche schriftstellerische und journalistische Tätigkeit verbunden war, und eigentlich ist es ganz reizend, daß das schriftstellerische Hauptwerk dieser Frau, die in ihrem großen volksbildnerischen Wirken vor allem immer und in erster Linie Frau ist und sein will, ein — Kochbuch ist. Allerding's ein Kochbuch, das seine Einleitung mit den wichtigsten Lehrsätzen der Volkswirtschaft beginnt und das erste Lehrbuch der Küche darstellt, das auf wissenschaftlicher Grundlage aufgebaut ist, die neuesten Kenntnisse der Chemie und des Stoffwechsels praktisch verwertet, nebenher ein Stück Kulturgeschichte der Menschheit aufrollt, obendrein aber wirklich ganz vortreffliche und leichtfaßliche Vorschriften aus allen Gebieten der einfacheren und höheren Kochkunst darreicht.

Schon diese flüchtige und lückenhafte Darstellung des Schaffens und Wirkens dieser Frau zeigt, daß ihre Arbeit wohl ausgereicht hätte, das Leben von zehn Frauen auszufüllen. Sie aber hatte auch Zeit und Kraft, um fünf Kinder zu gebären und zu tüchtigen Menschen zu erziehen, und nach dem Ableben ihres Gatten hat sie sieben Jahre hindurch die Heusenischen Farbwerke als Fabriksherrin selbständig geleitet. Dabei hat sie Zeit ihres Lebens noch Muße gefunden für eine schön besetzte Geselligkeit im eigenen Heim, von der viel geistige Anregung und Kraft ausging, Muße und Beschwingtheit auch noch zur unermüdblichen Erweiterung und Vertiefung ihres Wissens, zumal auf dem Gebiete der deutschen

Philosophie und der englischen Gesellschaftslehre, worin ihr praktisches Wirken wissenschaftlich verankert ist.

Nun hat sie, von vielen Seiten dazu gedrängt, ihre Lebenserinnerungen geschrieben, in aller Bescheidenheit und Schlichtheit, fast möchte man sagen in aller Nüchternheit*). Doch ist ihrem Wirklichkeitsinn von Jugend auf in glücklicher Mischung ein Schuß von Romantik beigemischt, der zum harmonischen Aufbau dieses schönen Lebens auch unbedingt nötig war. Man muß wissen, wer ihr Vater gewesen, um diese Mischung so recht zu begreifen. Es war dies Eduard Crüsemann, der Gründer des Norddeutschen Lloyd in Bremen. Auch ihm wird bei seinem Lebenswerk neben Tatkraft und praktischem Sinn ein gut Teil Phantasie vonnöten gewesen sein, wie es zu allem schöpferischen Tun unerlässlich ist. Diese glückliche Vereinigung der Gaben und Neigungen, die Hedwig Heyl offenbar von ihrem Vater übernommen hat, spiegelt sich sehr hübsch bereits in einer Jugendszene wieder. Der Vater war gekommen, sein Töchterchen aus dem Pensionat abzuholen. Beide fühlen es deutlich, daß dies ein kleiner, immerhin nicht unwichtiger Lebensabschnitt ist. In weicher Stimmung machen sie einen kleinen Spaziergang miteinander, und wie zwei Liebende schneiden sie in die Rinde eines alten Baumes ein Herz ein, das ihre Namenszüge umschließt, um auf diese naive Art ihre innige seelische Verbundenheit sozusagen zu beurkunden. Dann lagern sie sich ins Gras und das Töchterchen fragt gelassen: „Und die Geschäfte, Väterchen?“ Worauf sich eine kleine Unterhaltung zwischen Vater und Tochter über Lloydaktien entwickelt, die aber zuletzt doch wieder in ethische Fragen ausklingt, indem Vater Crüsemann Blüten und Gebeihen seines Lebenswerkes aus seinem unerschütterlichen

*) „Aus meinem Leben.“ Von Hedwig Heyl, Dr. med. h. c. Berlin, 1925, Verlag I. A. Schwetschke & Sohn.

Glauben an dasselbe erklärt und sein Kind desselben Glaubens und Vertrauens versichert, wenn es nicht aufhören will, „zu streben, zu lernen und zu leisten“.

Früh fand Jung-Hedwig, eine hochgewachsene, schlanke Erscheinung, den zukünftigen Gatten. Ein Bild von ihr aus diesem Frühling des Lebens zeigt einen Kopf von außerordentlich feinem Schnitt, Würde und Anmut vereinend und in der Ruhe und Holdseligkeit des Ausdruckes wie im Adel der Form an griechische Bildwerke erinnernd. Ungemein bezeichnend für ihre Wesensart ist, daß sie in dem Erkorenen ihres Herzens nicht etwa in baccischmähiger Verträumtheit den Märchenprinzen sieht, der sie ins Land des Wunderbaren führen soll, sondern für ihren Entschluß ist die Gewißheit maßgebend, daß sie in dem erwählten Lebensgenossen jene Ergänzung des eigenen Ich gefunden habe, die „zur Lebensarbeit notwendig wäre“.

Kennzeichnend für Hedwig Hehl ist auch — und sie ist sich dessen bewußt — daß ihre ganze Entwicklung in ersten Jugendeindrücken wurzelt, daß das reiche Schaffen und Wirken ihres ganzen Lebens aus dieser Quelle fließt. Ausdrücklich betont sie, hebt es als etwas Wesentliches hervor, daß ihre Wiege in der freien Reichsstadt Bremen gestanden, daß sie als freie Bürgerin aufgewachsen, und sicherlich hat die Offenmütigkeit und Unbeugsamkeit ihres Wesens — man möchte im Zusammenhang mit ihrer Geistigkeit von einer edelgebundenen Freiheit reden — darin ihren festen Grund. Die Stellung und Thätigkeit ihres Vaters brachten ihr frühe schon eine Idee von der Wichtigkeit des Weltverkehrs und des Welthandels bei, und ihrer rückschauenden Erkenntnis erscheint es als von großer Bedeutung für die Entfaltung ihrer Persönlichkeit, daß sie schon in früher Kindheit, ihren Kräften angemessen, „richtige Pflichten“ zu übernehmen hatte, im Garten, auf dem Taubenboden oder sonst wo im hauswirtschaftlichen Betrieb, wie sich denn

ihre Eltern meisterlich auf das Erziehungskunststück verstanden, bei ihren Kindern, wie auch bei allen Angestellten des Hauses „das Ehrgefühl der Leistung“ zu wecken. An der altertümlichen Architektur der alten Hansestadt entzündete sich früh ihr historischer Sinn. Ihr entscheidendster Jugendeindruck kam ihr aber doch wohl von dem Erziehungsroman „Bienhard und Gertrud“ von Pestalozzi. Ein verständiger Lehrer, der einzige helle Kopf an einer verropften Drillanstalt, schickte ihr das Buch in ihre Krankenzstube, als sie den Scharlach durchzumachen hatte. In der wochenlangen Abgeschlossenheit und Stille vermochte die Gedankenwelt des großen Pädagogen doppelt starken Eindruck auf das junge Gemüt zu machen. Mit den Ideen Fröbels aber konnte sie nicht unmittelbar bekannt werden, als durch die leibhaftige Richte dieses Jugendbildners, Henriette Brehmann, selber ein Erziehungstalent ersten Ranges. Sie leitete die Erziehungsanstalt Neu-Wabum, und ihr war Hedwig Grusemann zwei Jahre lang anvertraut. „Um die Vermittlung der Gegensätze — Erde und Himmel, Ideen und Arbeit, Geist und Körper, Idealität und Realität — darum drehte sich die Tagesleistung, darin lag die ganze große Aufgabe, der jeder Handschlag, jeder Geistesflug diente und der jede Frau zu der geistigen Mütterlichkeit heranziehen wollte, die ihr zur Erfüllung des Frauenberufes unerlässlich und unentbehrlich schien.“ Mit diesen Worten kennzeichnet Hedwig Henl das Erziehungsziel ihrer einstigen Lehrerin, zeigt damit aber zugleich ihr eigenes Lebens- und Arbeitsprogramm auf, zeichnet ihre eigene Persönlichkeit. Beseelung auch noch der nüchternsten Alltagsarbeit, Durchgeistigung jeder praktischen Leistung, darauf, so predigt sie immer wieder, kommt es an, soll Arbeit fruchtbringend und besänftigend zugleich sein.

An der Seite ihres Vaters Georg Henl, des Inhabers einer chemischen Farbenfabrik, erwachte in ihr sehr bald das

Interesse für chemische Fragen, und die junge Hausfrau brachte diese sofort in Zusammenhang mit der Küche und Ernährung und umgekehrt. Sofort vereinigten sich bei ihr auch hier wiederum Theorie und Praxis. Die schlechten Erfahrungen, die sie mit dem berühmten Papinschen Kochtopf machte, führten sie zu Schlüssen, die auf ihren Rat hin in der Fabrik ihres Gatten bei der Herstellung bestimmter Farben mit überraschendem Erfolg erprobt und dauernd angewendet wurden, eine Wechselwirkung zwischen hausfrau-licher Tätigkeit und chemisch-industriellem Fortschritt, wie sie nicht hübscher ausgedacht werden könnte. Und immer wieder ist es das Wachsen und Wirken aus dem engen haus-
fraulichen Bezirk heraus ins Große und Weite, was das Schaffen dieser Frau auszeichnet und merkwürdig macht, und doch auch wieder so natürlich und deshalb so erfolgreich. Sie hat ganz einfach hausfrau-liche Tätigkeit ins Allge-
meine erweitert und ist solchermaßen im tiefsten Sinne des Wortes den Weg von der Mütterlichkeit zur Menschlichkeit gegangen. In methodischer hauswirtschaftlicher Bildung sieht sie denn auch die Grundlage, die keine Frau, in welchem Beruf immer sie stehe, ohne Verkümmern ihres eigentlichen Wesens, ohne Verlust an natürlicher Kraft entbehren kann, eine Grundlage, die ihre Einsicht für die Forderungen der Allgemeinheit, ihr Verständnis für volkswirt-
schaftliche und soziale Fragen nur fördern kann, und immer erblickt sie in den einzelnen Teilen der Hauswirtschaft einen Teil des Gemeinwesens.

Alle Gedanken und Grundsätze, für die sie jemals ein-
getreten, sind von ihr aus der eigenen persönlichen Erfahrung geschöpft. Wenn sie für die Wöchnerinnen eine kleine Schrift über „Säuglingspflege“ verfaßt und die den Arbeiterfrauen in die Hand legt, so gibt sie damit die Erfahrungen der eigenen Mutterschaft weiter. Nichts tritt an sie heran, nicht einmal Krankheit, ohne daß sie daraus eine Lehre zöge, zunächst für

sich selbst, dann für die andern. Neuralgische Schmerzen, die sie eine Zeitlang hartnäckig quälten, ohne daß die Aerzte Hilfe schaffen können, bekämpfte sie zuletzt aus eigener Einsicht heraus durch angestrengte Gartenarbeit. Sie wird dabei nicht nur ihr Leiden los, sondern gewinnt gleichzeitig die Einsicht, „daß die Gärtnerei in der Erziehung der Frau eine Stelle gewinnen müsse, denn,“ so folgert sie, „die Gewöhnung der Pflege eines lebenden Organismus würde der rechten Mütterlichkeit die Wege weisen.“ So reißt in ihr der Entschluß, eine Gartenbau-
schule für Frauen und Mädchen zu gründen. Die Ausführung des Planes packt sie wieder auf ihre höchst persönliche Art an. So wie die Köchinnule im eigenen Haushalt begonnen worden, in dem Köchin und Stubenmädchen, anfänglich zum nicht geringen Schrecken des Hausherrn durch lernbegierige junge Mädchen aus bürgerlichen Kreisen ersetzt wurden, so richtete sie die Gartenschule vorläufig in den eigenen Gewächshäusern, im eigenen Garten ein. Die Hilfskräfte wurden entlassen, die bis dahin für Angestellte bestimmten Wohnräume zur Unterbringung von Schülerinnen eingerichtet und der Unterricht zunächst zwischen ihr und ihrem Obergärtner geteilt, bis, über alle Schwierigkeiten hinweg, aus solchen bescheidenen Anfängen eine selbständige Schule mit ihrem eigenen Direktor wurde. Immer ist es dasselbe: „Frauenarbeit aus kleinem Rahmen zum Wachstum verhelfen“, was ihr reizvoll und anstrebenwert erscheint.

Von den Frauenrechtlerinnen wurde sie im Anfang ihrer Bestrebungen nicht immer verstanden und gewürdigt, vielleicht sogar ein wenig über die Achsel angesehen. Erst die Zeit gab ihr Recht. Lag es ihrer „ganz auf's Notwendige und Wirkliche gerichteten Natur“ ja gänzlich ferne, sich in Wortgefechten zu verschwenden und an Utopien zu verlieren. Nicht theoretischer Kampf, sondern praktisches Wirken war immer ihre Lösung, und sie bekennt ausdrücklich: „Ich

habe die Frauen körperlich und geistig recht sehr in Bewegung gesetzt, mehr durch praktische Forderungen zu guter Erfüllung ihrer Pflichten als durch Betonung der Rechte, die wir dann ja unbedingt erhalten müssen und erhalten haben.“ Aber als Frauentheoretikerin im streitbaren Sinne des Wortes will sie keine Rolle gespielt haben. Ihr sind auch Einzelleistung und Einzelrechte immer nur im Rahmen der Gesamtheit wichtig. Aber gerade aus solcher Einschätzung heraus erhöht sich ihr die Bedeutung des hausfraulichen Wirkens. Für das Wohl der Familie arbeiten, heißt für sie, dem Gedeihen des Staates dienen. In der unzulänglichen hausmütterlichen Tüchtigkeit ganzer Volkskreise sieht sie eine ernste Gefahr für das allgemeine Volkswohl, der mit allen Mitteln zu steuern ihre eigentliche Lebensarbeit ausmacht, und dem ehrgeizigen Kampftun aus der Zeit des Beginnes der Frauenbewegung, der die Frauen trotzig aufbegehren läßt, „nicht bloß gute Hausfrauen sein zu wollen“, setzt sie die zweifelnde Frage entgegen: „Ja, waren sie denn gute Hausfrauen?“

Ein Scherzwort über Hedwig Henl besagt, daß man, wenn man draußen im Reiche jemanden fragt: „Wer ist Hedwig Henl?“ zur Antwort bekommt: „Die beste Hausfrau von Berlin.“

Und dennoch Doctor medicinae honoris causa? ... Nun, ich möchte, ohne es mir mit irgendjemandem darob verderben zu wollen, behaupten, daß die Lebensleistung, die dieser Frau den Doktorhut als höchste Ehrung gebracht, so manche hochgelahrte Dissertationsschrift aufwiegt, die doch nur wieder aus fünfzig Büchern das einundfünfzigste macht, und daß ihrem Glaubenslehresatz von der „Menschen-erlösung durch das Glück durch geistigere Arbeit“ Heilkräfte innewohnen von ganz erlesener Art.

Hermine Cloeter.